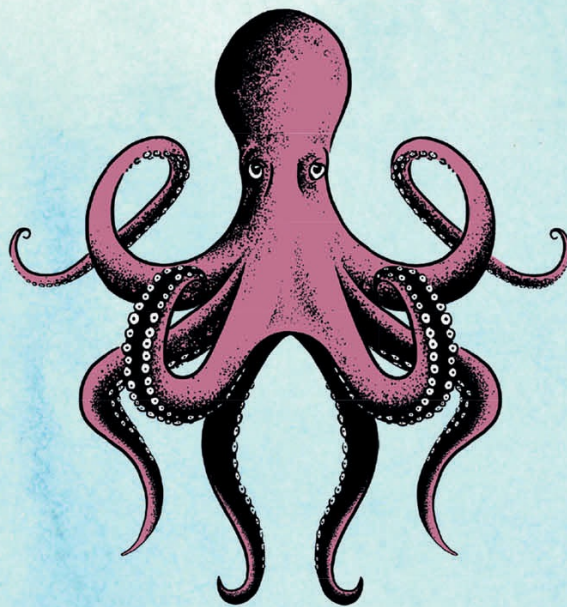


Sy Montgomery

RENDEZVOUS

*mit
einem*

OKTOPUS



*Extrem schlau und unglaublich empfindsam:
Das erstaunliche Seelenleben der Kraken*

Übersetzt von Heide Sommer

mare

Tages kam Scott zur Arbeit und sah, dass das Wasser im Becken bis auf den Boden überlief – und der kleine Oktopus war nirgends zu sehen. Scott fand heraus, dass das Tierchen hinter die Kulissen seiner Ausstellung geraten war und sich in das zwölf Millimeter dünne Umlaufrohr gezwängt hatte. Was war zu tun?

»Als Kind habe ich mir immer die Sendungen von *National Geographic* angeschaut«, erinnerte sich Scott. Da hatte er gesehen, wie griechische Fischer die Amphoren, die sie als Versteck für die Tintenfische auf den Meeresboden gestellt hatten, wieder an die Oberfläche zogen. Nach der nächtelangen Jagd wähten die Tintenfische sich in einer sicheren Höhle – nur um von den Fischern, die sie verspeisen wollten, nach oben gehievt zu werden. Natürlich wollten die Tiere die Vasen nicht verlassen, und die Fischer wollten die Gefäße nicht zerschlagen. Da kamen sie auf die Idee, Süßwasser in die Amphoren zu spülen, und sehr schnell kamen die Tintenfische herausgekrochen. Scott machte nun dasselbe mit dem Karibischen Zwergoktopus – und es hat funktioniert.

Er wandte diese Methode Jahre später noch einmal bei einem unartigen Pazifischen Riesenkraken an. Das war schon so lange her, dass Scott sich an den Namen des Tieres nicht mehr erinnern konnte, aber der Vorfall selbst war ihm noch sehr genau in Erinnerung. Als er nämlich zum Zwecke der Fütterung den Deckel des Beckens anhob, saugte sich das Tier an seinen Händen und Armen fest. Kaum hatte er einen Fangarm abgepellt, saßen zwei andere auf ihm fest. »Der Tintenfisch wollte einfach nicht in seinen Tank zurück, aber ich musste weiter«, sagte Scott, »ich hatte noch so viel zu tun.« Also langte er hinüber zum nächsten Waschbecken, füllte eine Kanne mit Süßwasser und goss es über den Tintenfisch. Daraufhin ließ dieser sofort los. »Ich glaube, ich habe den Oktopus ganz schön ausgetrickst«, sagte Scott und war ziemlich stolz auf sich.

Aber der Oktopus nahm ihm das äußerst übel. »Er wurde scharlachrot und richtig zornig, es war ein aufgeheizter Moment. Denn ich hatte nicht bemerkt«, fuhr Scott fort, »dass er sich aufblies.« Er saugte eine große Menge Wasser ein »und spritzte mir einen riesigen Schwall Salzwasser ins Gesicht«. Als er dann triefend nass dastand, kam ihm der Gedanke, »dass der Oktopus vermutlich denselben Ausdruck im Gesicht hatte wie ich, als ich dachte, ich hätte ihm eins ausgewischt«.

* * *

Einige Wochen später besuchte ich Athena ein drittes Mal. Bill und Wilson waren beide nicht da, und deshalb öffnete Scott den Deckel ihres Tanks für mich. Athena hatte in ihrer angestammten Höhle geruht und lag in einer Ecke unter einem Felsvorsprung, aber sie kam schnell an die Oberfläche geschwommen und hing nun kopfüber vor mir.

Anfänglich war ich enttäuscht, dass sie mir nicht ihren Kopf darbot oder mich ansah. War sie denn nicht mehr neugierig auf mich? Oder hatte sie mich schon über die Schwimmhäute zwischen ihren Armen hinweg beäugt, als ich es gerade nicht bemerkte – wie eine Frau, die unter ihrem Schleier hervorlugt? Oder verließ sie sich ganz auf ihre Saugnäpfe, die ihr noch vor einer Berührung erzählen konnten, wer ich war? Und wenn sie mich erkannte, warum kam sie mir nicht auf dieselbe Weise entgegen wie zuvor? Und warum hing sie kopfüber vor mir wie ein geöffneter Regenschirm?

Und dann ging mir plötzlich ein Licht auf: Sie wollte gefüttert werden.

Scott fragte die Kollegen und fand heraus, dass Athena, die nicht täglich fressen musste, schon mehrere Tage nichts bekommen hatte. Und dann gestattete sie mir, ihr einen Kapelan zu reichen – ein großes Privileg. Ich legte den Fisch in einen ihrer Saugnäpfe, und Athena fing an, den Fisch zu ihrem Mund zu befördern. Doch zuerst bedeckte sie ihn noch mit zwei anderen ihrer Arme, hüllte ihn förmlich mit ihren Saugnäpfen ein, als leckte sie sich genüsslich die Finger ab.

Nachdem Athena gefressen hatte, griff ich tiefer in das Wasser hinein. Jetzt ließ sie sich von mir streicheln. Als ich ihr über Kopf und Mantel strich, staunte ich erneut über ihre Weichheit und Textur: Die Haut hatte sich zu kleinen Beulen und Graten zusammengezogen. Ich wollte die Schwimmhäute zwischen ihren Armen berühren, die so zart wie Spinnenfäden im Altweibersommer waren und so dünn, dass ich durch sie hindurch die Luftblasen im Bassin sehen konnte. Und dann reagierte dieser Körper, der dem meinen so unähnlich war, auf meine Berührung wie ein Hund, eine Katze oder auch ein Kind. Selbst wenn ihre Haut die Farbe ändern und Aromen schmecken konnte, entspannte sie sich doch unter einer Liebkosung, wie meine Haut auch. Und auch wenn ihr Mund zwischen ihren Armen sitzt und ihr Speichel Fleisch zersetzen kann, so weiß sie doch – wie ich auch – eine gute Mahlzeit zu schätzen, wenn sie hungrig ist. Das war der Moment, in dem ich das Gefühl hatte, etwas Grundsätzliches über Athena verstanden zu haben. Ich weiß nicht, wie es sich anfühlt, die Farbe zu wechseln oder Tinte auszustoßen, aber ich kenne die Freuden einer zärtlichen Berührung und eines guten Essens, wenn man Hunger hat. Ich weiß, wie es ist, glücklich zu sein. Und Athena war glücklich.

Ich war es auch. Auf meinem Heimweg nach New Hampshire wuchs mein Glücksgefühl zu Euphorie. Jetzt, da ich sie gefüttert hatte, würde sie sich nächstes Mal ganz gewiss an mich erinnern, wenn sie das nicht dieses Mal schon getan hatte.

* * *

Eine Woche später versetzte mir die folgende E-Mail von Scott einen Schock:

»Es tut mir leid, Dir diese traurige Nachricht überbringen zu müssen. Athena hat vielleicht nur noch Tage oder Stunden zu leben.« Und weniger als eine Stunde später schrieb er mir, dass sie gestorben sei.

Zu meiner eigenen Überraschung brach ich in Tränen aus.

Warum eine derartige Trauer? Ich weine nicht sehr oft. Wäre ein Mensch gestorben, den ich nur dreimal gesehen und mit dem ich insgesamt weniger als zwei Stunden verbracht hätte, wäre ich sicherlich traurig gewesen, würde aber wohl kaum um ihn weinen. Ich wusste ja nicht einmal, ob ich Athena überhaupt etwas bedeutet hatte, und selbst wenn, wäre es sicherlich nicht viel gewesen. Ich war mit Athena nicht so vertraut wie Wilson oder Bill, aber sie hat mir doch viel bedeutet. Sie war – wie Guinevere für Bill – mein *erster* Oktopus. Wir kannten uns nur flüchtig, aber sie gewährte mir Einblicke in eine Art von Bewusstsein, wie ich es vorher nicht gekannt hatte.

Und genau das machte es für mich so schmerzhaft: Ich hatte ja gerade erst begonnen, Athena kennenzulernen. Ich trauerte um eine Beziehung, die hätte erblühen können, die

aber keine Chance bekommen hatte, zu wachsen.

»Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?« Diese berühmte Frage stellte der amerikanische Philosoph Thomas Nagel 1974 in seinem Essay über die subjektive Beschaffenheit des Bewusstseins. Viele Philosophen mögen nun argumentieren, dass eine Fledermaus zu sein nicht *wie* etwas sein kann, denn – so sagen einige – Tiere besitzen kein Bewusstsein. Selbstgefühl ist eine wichtige Komponente des Bewusstseins. Selbstgefühl ist das, was viele Philosophen und Forscher dem Menschen zuordnen, nicht aber den Tieren. Wenn Tiere ein Bewusstsein hätten, so würden Hunde, dem Buch eines Professors der Tufts University zufolge, ihre Leinen von den Haken lösen und Delfine aus den Thunfischnetzen springen.

Nagel kam zu dem Schluss, wie Wittgenstein bereits vor ihm, dass man unmöglich wissen könne, wie es ist, eine Fledermaus zu sein. Schließlich sieht die Fledermaus das meiste von der Welt mithilfe der Echolotung, eines Sinns, den wir nicht besitzen und den wir uns kaum vorstellen können. Und wie viel unerreichbarer ist für uns erst der Verstand eines Oktopus.

Dennoch fragte ich mich immer noch: Wie ist es wohl, ein Oktopus zu sein?

Ist das nicht genau die Frage, die wir gern für alle Wesen, die uns etwas bedeuten, beantworten würden? Wie ist es, fragen wir uns doch, wenn wir uns treffen, zusammen essen, Geheimnisse und ruhige Stunden miteinander teilen, wenn wir uns berühren und anschauen: wie ist es, du zu sein?

»Ein Baby-Oktopus aus dem pazifischen Nordwesten ist unterwegs nach Boston«, schrieb Scott mir wenige Tage nach Athenas Tod. »Komm zum Händeschütteln (mal 8) vorbei, wenn Du Zeit hast.«

Mit dieser Einladung machte ich mich auf, die evolutionäre Kluft von einer halben Milliarde Jahre zu überspringen. Ich machte mich auf, einen Oktopus als Freund zu gewinnen.

Zweites Kapitel

OCTAVIA

Schmerzen schmecken, Träume sehen

»Hallo, meine Schöne!« So begrüßte ich das neue Oktopus-Weibchen, als ich neben Wilson auf dem kleinen Tritthocker saß und mich über das Becken beugte. Obwohl ich sie im Moment gerade nicht sehen konnte, wusste ich, dass sie schön war, denn nur Sekunden zuvor hatte ich einen Blick von der Publikumsseite aus auf sie erhascht. Sie war viel kleiner und zarter als Athena, ihr Kopf war nur so groß wie eine Mandarine. Ihre gesamte Haut war dunkelbraun und dornig genoppt, und mit ihren weißen Saugnäpfen hatte sie sich an der Frontseite des Glasbeckens festgeklebt. Der Durchmesser ihrer größten Saugnäpfe betrug etwas über zwei Zentimeter, die kleinsten waren so winzig wie die Spitze eines Kugelschreibers. Ihr silbriges Auge lugte hinter dem Gewirr ihrer Arme hervor.

»Wie heißt sie denn?«, rief ich zu Bill hinüber, der gerade den Filter an einem anderen Becken einstellte, in dem vorübergehend eine Grunzgruppe untergebracht war, ein Fisch mit Glupschaugen und Bulldoggengesicht.

»Sie heißt Octavia«, rief Bill durch den Lärm der Pumpen und Filter zurück. Ein kleines Mädchen, das zu Besuch im Aquarium gewesen war, hatte den Namen vorgeschlagen, und Bill fand, dass dieser Name gut passte.

Octavia war in British Columbia wild gefangen und von dort als Paket für mehr Geld, als ihr Kaufpreis betragen hatte, zum Aquarium transportiert worden. Ungeduldig hatte ich einige Wochen ins Land gehen lassen, ehe ich sie besuchte, um ihr Gelegenheit zu geben, erst einmal anzukommen und sich einzuleben. Heute habe ich meine Freundin Liz dabei, die Schriftstellerin und Anthropologin Elizabeth Marshall Thomas, die sich zu den *Anderen*, wie der kanadische Autor Farley Mowat sie genannt hat, genauso hingezogen fühlte wie ich. Als Teenager hatte sie in den 1950er-Jahren mit ihren Eltern in Namibia im Busch gelebt, eine Zeit, über die sie 1959 ihren ersten Bestseller, *The Harmless People*, schrieb.

Die nächsten sechs Jahrzehnte ihres Lebens widmete sie dann der Recherche und dem Verfassen von Sachbüchern über Löwen, Elefanten, Tiger, Rotwild, Wölfe und Hunde und schrieb zwei in der Altsteinzeit angesiedelte Romane. Auch sie wollte einmal einen Oktopus berühren.

Wilson versuchte, Octavia mit Futter anzulocken. Mit einer langen Zange reichte er ihr einen Kalmar, einen nahen Verwandten der Kraken. Nicht mal einen Arm hat sie danach ausgestreckt.

»Komm rüber zu uns und sag mal Guten Tag, du hübsches kleines Ding!« Einem wirbellosen Tier, und noch dazu einem ohne Ohren, eine derartige Bitte zu unterbreiten, mag verrückt erscheinen, aber ich musste einfach mit ihr sprechen – genau so, wie ich mit einem Hund oder mit einem Menschen sprechen würde. Wilson schwenkte den Kalmare im Wasser herum, sodass dessen acht Fangarme und die beiden Tentakel, mit denen Kalmare ihre Beute zum Mund führen, fast lebendig wirkten und ihren Geschmack an das Wasser abgaben. Mit Sicherheit hat Octavia das mit ihrer Haut und ihren Saugnäpfen gewittert, und gesehen hat sie ihn ganz bestimmt auch. Aber sie wollte nichts mit ihm zu tun haben – oder mit uns.

»Versuchen wir es halt später noch einmal«, sagte Wilson. »Vielleicht ändert sie ja ihre Meinung.«

Während Wilson und Bill ihrer Arbeit nachgingen, wanderten Liz und ich den sich spiralförmig um den Giant Ocean Tank wickelnden Umgang entlang. In den unteren Regionen schossen stahlblaue Schwalbenschwänzchen und leuchtende Gelbschwanz-Demoisellen flink zwischen den Fiberglaskorallen herum; Schwärme von Gelbschwanz-Schnappern bevölkerten das Becken wie Gruppen von Teenagern ein Einkaufszentrum. Weiter oben flogen Adlerrochen mit ihren Knorpelschwimmen vorbei, während ihre Verwandten, die Haie, geschmeidig und geschäftig herumschwammen, als müssten sie noch rasch etwas erledigen. Riesige Schildkröten ruderten mit ihren schuppigen Paddeln durchs Wasser. Myrtle, eine Grüne Meeresschildkröte von 250 Kilogramm, war der Liebling aller Besucher und bekannt als die Königin des Giant Ocean Tank. Myrtle war dort angekommen, als das Aquarium gerade ein Jahr alt war. Sie herrscht sogar über die Haie, denen sie die Kalmare direkt aus ihrem zahnreichen Revolvergebiss stibitzt. Generationen von Kindern sind mit dieser sympathischen, furchtlosen Schildkröte aufgewachsen, die bis ganz dicht an die Glaswand des Beckens heranschwimmt und einem direkt ins Gesicht sieht, die es liebt, von Tauchern am Rücken gekratzt zu werden (Schildkröten haben Nervenenden im Panzer), und von der man weiß, dass sie gern im Schoß ihrer Lieblingstierpflegerin Sherrie Floyd Cutter einschläft, wenn diese ihr den Kopf kraut. Myrtle hat sogar ihre eigene Facebook-Seite, die jeden Tag weit über eintausend Likes einheimst.

Myrtle wird auf ungefähr achtzig Jahre geschätzt, und wenn das stimmt, könnte sie lange genug leben, um noch die Kinder der heutigen Hosenmätze als Gäste im Aquarium zu begrüßen. Selbst in ihrem fortgeschrittenen Alter war Myrtle vor Kurzem Teil einer bahnbrechenden Studie, mit der bewiesen wurde, dass Reptilien – auch durchaus betagte Exemplare – Kunststücke erlernen können. Drei kleine Podeste wurden ihr ins Becken gestellt: Auf den beiden äußeren stand je ein Lautsprecher, auf dem mittleren ein Leuchtkasten. Wenn das Licht im Kasten anging, sollte sie ihn mit einer ihrer Flossen berühren. Wenn das Licht aber mit einem Ton anging, musste sie erkennen, aus welchem Lautsprecher der Ton kam, und das zugehörige Podest berühren. Und das war weit mehr als ein Kunststück. Es war eine komplizierte Aufgabe, weil die Schildkröte nicht nur auf einen Reiz oder einen Befehl reagieren sollte. Myrtle musste eine Entscheidung treffen.

»Denk doch nur, was diese Schildkröte im Laufe ihres langen Lebens schon alles gesehen und erlebt hat«, sagte Liz, als Myrtle an uns vorüberschwebte. Die meisten